

AKADEMIE

2. Lebenshälfte

im Land Brandenburg

Dem Alter(n) Sinn geben

**25 Jahre Lernen in der zweiten Lebenshälfte
in Brandenburg**



Dokumentation der Fachtagung am 13. November 2019
in Potsdam-Hermannswerder aus Anlass des 25. Jahrestages
der Gründung der Akademie 2. Lebenshälfte
im Land Brandenburg

Zum Geleit

Zwischen „fitten Alten“ und Senioren-Kaffeeklatsch, Best Agern als kaufkräftigen Konsumenten und der Debatte um Grundrente und Altersarmut bewegt sich der Diskurs über das aktuelle Bild vom Alter.

Die Akademie 2. Lebenshälfte im Land Brandenburg hat von ihrer Gründung 1994 an das Konzept des „Lebenslangen Lernens“ intensiv verfolgt, noch bevor die EU 1996 zum Europäischen Jahr des lebensbegleitenden Lernens erklärte und hat so langjährige und umfangreiche Erfahrungen in diesem wichtigen und zukunftssträchtigen Feld, das deshalb am 13. November 2019 in Potsdam-Hermannswerder auf einer Fachtagung beleuchtet und hinterfragt wurde.

Gemeinsam mit ca. 100 Gästen wollte sich die Jubilarin nicht nur (selbst) feiern, sondern vor allem Fragen im Heute und Jetzt stellen: Warum lernen wir, teilweise bis ins hohe Alter? Was sollen ältere Menschen dann überhaupt lernen? Ist die Hoffnung auf Altersweisheit auch heute realistisch? Und was können wir von alten Menschen lernen?

Begrüßt wurden die Gäste, darunter Vertreter vom Ministerium für Bildung, Jugend und Sport und vom Ministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Frauen und Familie des Landes Brandenburg von Marion Köstler, der Vorstandsvorsitzenden der Akademie. Sie erläuterte auch den Hintergrund, vor dem diese Fragen diskutiert werden müssen. „In den 2000er Jahren ist immer klarer geworden, wie vielfältig und regional unterschiedlich die demografischen Veränderungen im Land sind und dass die Kommunen altern. Ein Viertel der Brandenburger ist heute über 65 Jahre alt,“ so Köstler. Dabei betonte sie die Bedeutung der Digitalisierung auch für ältere Menschen; ein Thema, das die Akademie mit Beratung, Weiterbildung und dem Einsatz digitaler Lernformen sehr engagiert angeht.

Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive beleuchtete Prof. Rüdiger Kunow von der Uni Potsdam Selbst- und Fremdbilder zum Alter(n) vor den rapiden gesellschaftlichen Wandlungsprozessen und Prof. Eva-Marie Kessler, Medical School Berlin, stellte Überlegungen zur Einordnung von Lebenserfahrung, Lernen und Weisheit in intergenerationelle Bezüge vor.

Der Sachverstand des Podiums wie auch die Weisheit der Gäste war in der sich anschließenden Diskussion gefragt, wo das Lernen im Alter im Zentrum stand. Wie wird es sich entwickeln, wenn die Babyboomer in Rente gehen? Welchen Wert haben die umfangreichen Erkenntnisse und die Erfahrungen der „Alten“ in dieser schnelllebigen Wissensgesellschaft noch? Hier waren die unterschiedlichen Blickwinkel und Erfahrungen gefragt, auch um den Rückblick mit Visionen und praktischen Plänen für die Zukunft zu verbinden.

Im Folgenden dokumentieren wir die Referate der Veranstaltung als Diskussionsgrundlage für eine weitere nachhaltige Auseinandersetzung mit den vielen Fragen zum „Sinn des Alter(n)s“.

Von analog bis digital, aber immer sozial – 25 Jahre Lernen in der Akademie

2.Lebenshälfte

von Marion Köstler, Vorsitzende Akademie 2. Lebenshälfte

Die Akademie ist 25. Das ist für uns ein Anlass zu feiern, wie wir durch die Höhen und „Mühen der Ebene“ der letzten 25 Jahre gekommen sind. Wir haben im September gefeiert, wir haben auch einen Film gemacht mit Geschichten von Menschen, die selbst bei der Akademie gelernt haben und immer noch lernen.

Und weil bei uns viele Ältere zwischen 50 und 100 weiterlernen, beschäftigt uns die Frage nach dem Sinn des lebenslangen Lernens immer wieder neu. So auch auf unserem heutigen Fachtag.

Warum lernen Ältere? Was wollen oder sollen Ältere überhaupt noch lernen? Kann man von ihnen etwas lernen?

In den letzten 25 Jahren sind sehr viele Menschen in der 2.Lebenshälfte unsere Lerner*innen und Begleiter*innen gewesen, alle mit einer Brandenburgischen Geschichte, ihren eigenen Bedürfnissen und Lebenslagen.

Es war aber auch die Zeit zwischen WINDOWS 95 und WINDOWS 10, dem analogen Modem und den ersten 5G Masten in Brandenburg (oder WLAN-Hotspots). Vom Staunen über die ersten Mails für alle Mitte der 90iger bis zu schnellen Messenger-Diensten mit einigem Beigeschmack. Das alles passierte in immer schnelleren Zyklen, zuerst aller 10 Jahre, heute fast jedes Jahr.

Wie war das eigentlich damals mit der Gründung der Akademie 2.Lebenshälfte?

Die 90iger Jahre waren durch viele Umbrüche gekennzeichnet. Betriebe schlossen, viele Menschen in allen Teilen Brandenburgs wurden arbeitslos, 1995 waren das 158.000 Brandenburger (12,9% Arbeitslosenquote) Die Überschriften lauteten damals: „Keine Wende am Arbeitsmarkt in Ostdeutschland“. Mit 40 war man zu alt für den Arbeitsmarkt. Die Rückkehr in den Arbeitsmarkt war auch eine Altersfrage geworden.

Und so gründete im Oktober 1994 eine Gruppe von betroffenen älteren Arbeitslosen in Neuruppin den Förderverein Akademie 2. Lebenshälfte im Land Brandenburg e.V., nachdem bereits 2 Jahre vorher die von Regine Hildebrandt ins Leben gerufene Initiative „2.Lebenshälfte“ gestartet war. Die Gründer*innen wollten mehr machen als auf bessere Zeiten zu hoffen und sich nur nachholend fachlich weiterzubilden, sondern sie wollten einen Ort sowohl für Bildung als auch Kommunikation für arbeitslose Frauen und Männer in der 2.Lebenshälfte schaffen, die nicht aufgeben wollten.

So hieß es im ersten Leitbild: Unser Ziel ist es, die Integration und Chancengleichheit Älterer in Arbeitsmarkt und Gesellschaft durch vielfältiges Engagement zu fördern. Mit Projekten der Bildung, Beschäftigung, sozialen Kommunikation und Selbsthilfe werden Möglichkeiten für Menschen in der zweiten Lebenshälfte geschaffen, sich ihrer Kompetenzen bewusst zu werden, sie zu nutzen und weiterzuentwickeln.

So kam der Verein zu seinem Namen und seinen Leitgedanken. In den Folgejahren wurden viele Ideen für passgerechte Bildungsangebote, Beschäftigungsprojekte und Übergänge zwischen beruflicher und nachberuflicher Tätigkeit regional ins Leben gerufen. Dabei waren Neuruppin, Eberswalde und Teltow die Schaltstellen.

Hat sich die Gründeridee heute, nach 25 Jahren, überholt?

Der Arbeitsmarkt hat sich seitdem stark verändert, Regionen haben sich unterschiedlich entwickelt, die Themen unserer Zeit wie Globalisierung, Digitalisierung, gesellschaftlicher Zusammenhalt beschäftigen die Gemüter. Seit Mitte der 2.000er ist uns für unsere Arbeit immer klarer geworden, wie vielfältig und regional unterschiedlich die demographischen Veränderungen in Brandenburg sind und dass die Kommunen altern. Ein Viertel der Brandenburger ist heute bereits über 65 Jahre alt. Und mit ganz unterschiedlicher regionaler Spezifik haben sich

auch die 8 Kontaktstellen der Akademie in verschiedenen Gegenden Brandenburgs von Schwedt bis Luckenwalde bis heute entwickelt.

Für alle geblieben ist unser Leitgedanke: daran mitzuwirken, das Potential der Älteren für sie selbst, für die Kommunen und die Gesellschaft zu zeigen, zu nutzen und weiterzuentwickeln.

Wer kommt eigentlich heute zu uns?

Schon seit 1999 sind wir anerkannter Träger der Weiterbildung im Land Brandenburg, das heißt, bei uns gibt es ein breites Angebot an Kursen und Veranstaltungen, Bildungsfahrten, die Bürger*innen wahrnehmen können. Heute kommen vor allem Senior*innen oder Menschen in Übergängen zwischen beruflicher und nachberuflicher Phase zu uns, die sich weiterbilden oder ehrenamtlich engagieren möchten. Sie alle haben dabei ähnliche Motive:

- Sie möchten geistig und körperlich fit und beweglich bleiben.
Sie nutzen dabei positiv Erfahrung und erprobte Lernstrategien, wenngleich sie auch Verluste reflektieren – wie nachlassende Merkfähigkeit oder Konzentration.
- Sie möchten Kenntnisse auffrischen, vertiefen oder sich mit Themen auseinandersetzen, die sie für sich als wichtig erkannt haben oder von ihrem Umfeld als wichtig dargestellt werden (Familie, Freunde).
- Sie möchten dabei soziale Kontakte pflegen, gemeinsam lernen, Meinungen teilen, sich persönlich treffen.
- Sie möchten unter ihresgleichen lernen (kleine, relativ homogene Gruppen, wo man alles sagen kann).
- Sie wollen nicht abgehängt werden zum Beispiel vom technischen Fortschritt, manchmal ist das mehr Einsicht als Lust.

Unsere empirische Analyse sagt, dass es vor allem die aktiven, aufgeschlossenen Senior*innen sind, für die „Nachlässigkeit“ in Sachen Lebensgestaltung, keine Option ist, solange das irgendwie möglich ist. So gesehen hat das lebenslange Lernen auch eine präventive Funktion.

Unsere Zielgruppe ist in den letzten Jahren sehr viel breiter und differenzierter geworden, aufgrund einer viel längeren Phase, die das Seniorenleben heute hat. Es gibt demzufolge unterschiedliche Prägungen, was die Nutzung von Medien, die Methoden des Lernens oder die Vorliebe für Themen betrifft. Bei unseren älteren Teilnehmer*innen spielen noch Radio, Zeitung und der Dozent als zentrale Bezugsperson beim Lernen eine wichtige Rolle.

Aber auch da tritt das lebenslange Lernen in eine neue Phase. In den nächsten Jahren geht eine große Gruppe in Rente, die man auch als Babyboomer bezeichnet. Groß geworden sind auch sie nicht mit mobiler Technik, aber Recorder, ein Computer bei der Arbeit und ein Siemens Handy S10 waren schon früher ein Begleiter. Es gilt noch genauer zu untersuchen und zu erproben, was sie wollen, welche Angebote wir für diese Gruppe entwickeln sollten und wie wir sie gewinnen.

Wie beeinflussen die Themen unserer Zeit das Lernen in der zweiten Lebenshälfte?

Themen wie Digitalisierung und Klimaschutz von unten beschäftigen uns zunehmend auch in der Weiterbildung.

Mit einer atemberaubenden Geschwindigkeit erneuern sich von Jahr zu Jahr mobile Endgeräte und ihre Funktionen. Informationen sind immer mehr vernetzt und veralten schnell. Zunehmend betrifft die Digitalisierung alle Bereiche unseres Lebens. Mehr und mehr Dinge des Alltags wie Einkäufe, Bankaufträge, Gesundheitsdienstleistungen werden in Zukunft online abgewickelt. Der analoge Spielraum wird kleiner. Dabei macht der digitale Wandel keinen Unterschied zwischen urbanen Zentren und ländlich

geprägten Regionen oder dem Lebensalter der Menschen.

Nicht alle Senior*innen möchten sich mit diesen Fragen noch beschäftigen. Es gibt Vorbehalte und Bedenken. Um diese abzubauen und auch die Möglichkeiten für Selbstbestimmtheit und Lebensqualität zu zeigen, hat sich die Akademie in den letzten zwei Jahren an Modellprojekten zum digitalen Lernen beteiligt.

Die meisten Teilnehmer*innen in unseren Smartphone- und Tabletkursen sind weit über 70, oft ist soziale Kommunikation mit Familie und Freunden ein Antrieb, sich mit der mobilen Technik zu beschäftigen. Andere überlegen den Nutzen für die Bewältigung des Alltags. Sie möchten nicht ausgeschlossen sein, nehmen die Hürden aber Schritt für Schritt und scheuen oft vor komplexen Anwendungen zurück. Es hat sich gezeigt, dass das Lernen mit digitalen Medien wie interaktiven Tafeln oder Tablets gut angenommen wird, wenn die eingesetzten Tools helfen, Lernstoff sehr gut zu visualisieren, das Bedürfnis nach Festigung und Wiederholung befriedigen (Videotutorials) oder das gemeinsame Lernen in der Gruppe befördern (Lernapps). Beliebt sind Webinare, wo man Experten kennen lernt, denen man vor Ort nie begegnen würde.

Kürzlich hat eine Kollegin von einer Demo ein Bild mitgebracht, auf dem stand: Auch wir Alten wollen diese Welt erhalten. Und das ist sehr wohl ein Gebiet, wo Ältere etwas zu bieten haben, was sie weitergeben können. Sie haben ganz praktisch in ihrem Leben Bekanntschaft gemacht mit weniger Verpackung und Einkaufsnetz, regionalen Produkten oder Wiederverwendung von Dingen (aus anderen Gründen, aber der Fakt bleibt).

Es ist auch unsere Aufgabe, dieses Wissen einzubeziehen und für heute und kommende Generationen zu bewahren für ein nachhaltigeres Nutzen von Ressourcen.

Was wünscht sich die Akademie 2. Lebenshälfte für die Zukunft?

Am Wünschebaum zum 25.Jahrestag, den wir aufgestellt hatten, haben wir folgenden Wunsch einer Seniorin gefunden: Ich wünsche euch weiterhin viele gute Ideen, ganz viele begeisterte Senior*innen, bleibt gesund und bleibt so wie ihr seid. Das ist uns ein Ansporn und heißt, dass wir uns immer wieder selbst hinterfragen, so wie heute.

Alter hat Zukunft? Selbst- und Fremdbild im Wandel,

von em. Prof. Dr. Rüdiger Kunow, Universität Potsdam

Alter ist eine unausweichliche Gegebenheit menschlichen Lebens und von daher auch ein Thema, das Menschen ihr ganzes Leben lang bewegt und über das sie nie aufhören zu reden. Dies gilt für die Betroffenen selbst und ihre Angehörigen, aber auch für die (noch) nicht Alten. Und wenn man auf das Thema "Alter" zu sprechen kommt, geht es meist um weit mehr als um körperliche Beschwerden; es geht um Erwartungen und Ängste, um Rechte und Pflichten, um Fragen sozialer und kultureller Teilhabe. Auf diese in letzter Instanz ethischen Dimensionen, die sich um den Begriff Alter anreichern, wird am Ende dieser Betrachtungen noch einzugehen sein.

Alter im Selbst- und Fremdbild

Die folgenden Betrachtungen gehen nicht von einem medizinisch-geriatrischen, sondern vielmehr von einem kulturalistischen Verständnis von Alter/n aus. Danach handelt es um eine Phase menschlichen Lebens, in der physiologische Veränderungen des Körpers zu Kristallisationspunkten werden für soziokulturelle Identitätszuschreibungen, viele davon negativ. So verstanden ist Alter/n zumeist auch weniger eine Zustandsbeschreibung als eine Etikettierung, ein Fremdbild, das zum Selbstbild der Betroffenen meist in einem mehr oder minder großen Spannungsverhältnis steht.

Dieses Spannungsverhältnis von Selbst- und Fremdbild zeigt sich in all seiner Schärfe, wenn man Alter/n nicht, wie zumeist, mit der Vergangenheit in Verbindung bringt, sondern mit der Zukunft. Zum einen ist Alter/n für noch nicht Alten eine erwart- und erlebbare Zukunft. Zum anderen hat diese Zukunft immer schon begonnen, wenn wir den Blick auf die Gesellschaft als Ganzes richten. Die sog. "Langlebkeitsrevolution" hat im zurückliegenden Jahrhundert dafür gesorgt, dass immer mehr Menschen immer länger leben, auch und gerade bei uns. Schon jetzt ist Europa, demographisch gesehen, weltweit der älteste Kontinent und Deutschland eines der Länder mit dem größten Anteil an Seniorinnen und Senioren (2015 waren dies 17.5 Mio. oder

21% der Bevölkerung).

In diesem Zusammenhang sei auf eine Eigentümlichkeit unseres Sprachgebrauchs und damit unserer Kultur hinweisen: Für die große Zahl junger Menschen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in den 1950er und 60er Jahren geboren wurden, hat sich auch im Deutschen der Begriff "babyboom" eingeprägt. "Boom" bedeutet Aufschwung, Dynamik, Zukunft. Umgekehrt gibt es heute für die vielen alten Menschen allein keinen so schmeichelhaften Begriff. Stattdessen ist die Rede von einer "Alterschwemme", dem "Rentnerberg" oder, im administrativen Jargon, von einer "Alterslastquote". Auch verglich man schon auch die Gesellschaften des globalen Nordens, also USA, Canada, Europa, mit der berühmten Titanic, die auf einen gigantischen Eisberg zusteuerte, nur dass diesmal der Eisberg aus zu vielen Alten besteht.

Wie immer man solche Bilder des Alter/ns von *Vergreisung als Vereisung* beurteilen mag; die Tatsache bleibt, dass es immer mehr Menschen mit immer mehr Lebenszeit gibt. Das ist ein sozialpolitisches, vor allem aber auch ein kulturelles Problem: Welche Kultur des Alter/ns ist erstrebenswert, welche Form des Alter/ns hat Zukunft? Mit anderen Worten: Es muss darum gehen, diesem Mehr an Zeit auch ein Mehr an Sinn zu verleihen, für die Betroffenen selbst, für die noch nicht Alten, für die Allgemeinheit als Ganzes. Und das ist nicht allein, nicht einmal primär, eine Aufgabe für die Alten selbst, sondern für die Gesamtgesellschaft.

Dieses "Mehr an Sinn" ist indes nicht frei verfügbar, weder für die Einzelnen, noch für das Kollektiv. Das "Mehr an Sinn" wird vielmehr erzeugt in einem Spannungsfeld von Selbstbild und Fremdbild: Man ist so alt, wie man sich fühlt, zugleich aber auch ist man so alt, wie man gemacht wird. Dieses "Machen" vollzieht sich immer und überall; es ist Teil unserer Kultur. Hierzu gehört auch, dass Männer anders gemacht werden als Frauen – eine Tatsache, die gerade der Feminismus immer wieder hervorgehoben hat. Die US-Amerikanerin Susan Sontag spricht vom "Zweierlei Maß beim Alter/n" ("The Double Standard of Aging"): "Männer

dürfen ungestraft älter werden, Frauen nicht. ... Die meisten Männer erleben ihr Älterwerden mit Bedauern, mit Sorgen. Aber die allermeisten Frauen tun dies viel schmerzlicher, sie erleben Altern als Schande. Älterwerden ist für einen Mann Schicksal, ein Teil des Menschseins. Für Frauen ist Alter nicht nur Schicksal ... sondern Verwundbarkeit." (Übersetzung RK)

In der Idee des Machens liegt übrigens das Echo eines Gedankens von Karl Marx. Im 18. *Brumaire des Louis Napoléon* spricht Marx davon, dass zwar die Menschen ihre eigene Geschichte machen, "aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen." Genau dies lässt sich auch für die 2. Lebenshälfte sagen. Menschen altern – das ist ein biologischer Prozess – aber was sie in und mit ihrem Alter machen, das tun sie "nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen." Zudem gibt es da die innere Stimme, die sagt, dass man doch noch nicht so richtig alt sei. Alt sind so gesehen immer die anderen. Eine US-amerikanische Studie belegt beispielsweise, dass etwa die Hälfte aller über 65jährigen sich selbst nicht als "alt", sondern höchstens als "mittelalt" einstuft.

Aus der erwähnten Kluft auf zwischen Selbstbild und Fremdbild alter Menschen, der Spannung von persönlichem Schein und gesellschaftlichen Sein eines alternden oder alten Menschen erwachsen auch verschiedene Vermeidungs- und Entlastungsstrategien. Hierzu gehört das Altersraten, ein beliebtes Gesellschaftsspiel, wobei hier das Wort Spiel in Anführungszeichen zu setzen wäre, denn es produziert Formen gesellschaftlicher Marginalisierung und Diffamierung. Hierzu gehören nur scheinbar harmlose Fragen nach dem Alter eines Menschen: "wie alt ist er/sie eigentlich?" "Er/sie sieht jünger aus"; "ist er/sie wirklich erst soundso alt oder wird da gemogelt?" Und noch die zynische Variante: "Hoffentlich wird er einmal so alt, wie er jetzt schon aussieht", etc. Wir alle kennen dieses Spiel und spielen es immer wieder – die Pharma- und Kosmetikindustrie mit ihren Anti-Aging Produkten freut es.

In vielen Bereichen unserer Gesellschaft kann bei Menschen in ihrer zweiten Lebenshälfte die

Beobachtung, dass sie als alt erscheinen, sehr schnell ein "zu alt" Urteil nach sich ziehen mit oft schwerwiegenden Konsequenzen, u.a. die, dass sie um ihre wirtschaftliche Zukunft fürchten müssen.

An solchen Praktiken zeigt sich, dass Alter/n eine "beobachtungsleitende Differenz" (Niklas Luhmann), ist, sie macht Menschen "alt" – unabhängig davon, wie alt sie wirklich sind (was wir oft nicht wissen können). Bei unseren Begegnungen mit anderen Menschen taxieren wir – nicht immer und auch nicht immer bewusst – aber doch regelmäßig diese Anderen auf ihr Alter hin. Wir achten auf bestimmte konventionelle Zeichen des Älterwerdens bzw. des Alters, Falten, graue Haare, schlaffe Haut, etc. Dieses Prüfen geschieht durchaus nach geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Maßstäben.

Alter ist Beziehung

Um die Dynamik dieser Bilder über das Alter/n besser verstehen zu können, ist ein Perspektivwechsel hilfreich. Wir neigen dazu, und unsere Sprache verführt uns auch dazu, Alter als die Eigenheit, als spezifisches Charakteristikum eines einzelnen Menschen zu betrachten. Er ist alt, heißt es. Doch niemand altert allein, für sich; sie/er sind umgeben von anderen Menschen, und erst in der Interaktion mit diesen anderen machen sich die kulturellen Risiken und Nebenwirkungen des Alter/ns bemerkbar. Wenn jemand im Bus für jemand anderen aufsteht, heißt das, dass die Person als alt erschien – mit allen weiteren Assoziationen, die sich daraus ergeben: körperliche Schwäche, Hilflosigkeit, etc. Diese Beobachtung, so oberflächlich sie auch sein mag, generiert in der Folge auch Formen herablassender Sprache: "Na Oma, wie geht's?" "Wir" wollen uns jetzt setzen", "Das verstehen Sie nicht mehr." In solchen Interaktionen erweist sich Alter/n als ein *Beziehungs-drama*, in dem Menschen in ihrer 2. Lebenshälfte eine Rolle spielen, die zumeist nicht selbstgewählt oder selbstbestimmt ist.

Seit einigen Jahren wird das Drehbuch für dieses Drama in Teilen neu geschrieben. "Seit den 1980er Jahren ist die Rede von den "Jungen Alten," den "Neuen Alten"; 60 ist das neue 30", "70 das neue 40, hört man.

Eine Kollegin vom Berliner Alterszentrum formuliert das so:

"Die Anzeichen eines radikalen Wertewandels hin zu einer Sichtweise von Ruhestand und Alter als einer neuen emanzipatorischen Phase menschlicher Entwicklung, [die] eine Lebensphase einleitet mit einer neuen Identität und neuen Handlungsmöglichkeiten, sind ... unübersehbar... Ins Positive gewendet heißt das, daß die Chancen und Spielräume des Einzelnen, sich auch im allerhöchsten Lebensalter noch weiter zu entwickeln, ungleich größer geworden sind ... Das Alter kann so zu einer zweiten Chance werden." (Donicht-Fluck)

Eine neue Welt des Alter/ns tut sich hier auf, in der Potentiale genutzt und Menschen nicht mehr abgehängt werden. Und das ist zugleich auch der Leitgedanke der Akademie 2. Lebenshälfte, deren 25jähriges Jubiläum wir heute feiern.

Die "harte" Differenz zwischen Alt und Nicht-Alt wird aufgeweicht zugunsten einer wie auch immer gearteten Angleichung der zweiten Lebenshälfte an die erste. So unzweifelhaft positiv diese Entwicklung, hat sie doch ihre Schattenseiten. Die "Neuen Alten" werden geschätzt und als Vorbilder hingestellt, weil sie alles Mögliche sind, aber nicht mehr alt bzw. so erscheinen. Auf dieser Basis kann man, ja vielleicht muss man sogar die Frage nach der Zukunft des Alter/ns neu stellen. Sie lautet nicht mehr, wann ist Alter—das scheint ja flexibel geworden zu sein--sondern wo ist Alter? Welche Felder sinnvollen Handelns öffnen sich für Seniorinnen und Senioren, werden von ihnen erschlossen? Und diese Frage führt uns dann logischerweise in ein weites Feld weg von dem, was man etwas despektiertlich den Oma-Bereich nennt, also Enkelbetreuung und andere selbstlose Hilfestellungen für die jüngere Generation. Emblematisch für diese "neue Altern" sind Orte wie Fitness-Studio oder exotische Reiseziele, die stellvertretend stehen für den weiten Fächer von möglichen attraktiven, neuen Identitäten für alte Menschen, der sich in den letzten Jahrzehnten geöffnet hat. Hierzu gehört auch, dass sich immer mehr ältere Menschen ehrenamtlich engagieren; in Deutschland sind es ca. ein Drittel der über 65jährigen. In den USA sind es sogar ein Viertel aller über 75jährigen.

Altersarmut

Die einen wollen sich engagieren, wollen (noch) tätig sein, andere müssen es. Ihre Zahl hat sich seit 2003 verdoppelt. Und so wäre der gerade in den Medien so beliebte Hinweis auf die "Neuen Alten," die fitten Alten, unvollständig, ja ideologisch, wenn man die Realität einer auch in unserem Lande und hier besonders in Ostdeutschland ständig wachsenden Altersarmut (Verdoppelung bis 2030) leugnen würde. Und auch dies ist noch nicht das letzte Wort zur Zukunft des Alter/ns. Es darf als ausgemacht gelten, dass die Gentechnik die Zukunftstechnologie unserer Zeit ist. Unzweifelhaft wird sie auch die Zukunft des Alter/ns nachhaltig verändern. Die molekularbiologischen, also die genetischen Grundlagen des Alter/ns sind weitgehend entschlüsselt. Damit ist nicht das sagenhafte Alter/nsgen gemeint, das immer wieder durch die Medien geistert und zumindest einstweilen wohl ein Mythos bleiben wird. Vielmehr wird es bereits in absehbarer Zukunft mittels genetischer Diagnostik möglich sein, schon in einem sehr frühen Lebensalter die individuelle Disposition für altersassoziierte Erkrankungen wie Arteriosklerose, Osteoporose, Morbus Alzheimer und auch Krebs zu ermitteln. Es geht nicht mehr um Anti-Aging Crèmes oder kosmetische Chirurgie, sondern um gentherapeutische Verfahren, die das biologische Altern aufschieben, wenn nicht ganz vermeiden helfen, indem sie die mit alter/nstypischen Risikofaktoren wie z.B. die sog. "freien Radikalen", hauptsächlich die oben genannten Zivilisationskrankheiten ausschalten oder zumindest zurückdrängen. So hat sich in Tierversuchen der Harvard Universität gezeigt, dass Proteine wie GDF 11, altersbedingte Verdickungen des Herzmuskels zurückbilden und überdies auch bei Gehirnleistungen einen Verjüngungseffekt haben (können). Eine zweite Langlebigkeitsrevolution, ein Alter frei von Alterskrankheiten, steht ins Haus, und dies ist keine gering zu bewertende Zukunftsvision.

Allerdings haben diese und andere gentechnische Verfahren ihren Preis. So kosten gentherapeutische Verfahren schon jetzt sechsstellige Summen (zwischen \$375.000 und \$875.000 für spinale Muskelatrophie, €220.000 für lymphatische Leukämie) und welchen finanziellen

Aufwand die sicher komplizierteren Verfahren der Zukunft erfordern werden, kann niemand sagen. Und so zeichnet sich bereits die Möglichkeit von einer Entwicklung ab, die man "gentechnisch basierte Apartheid" nennen könnte, einer Trennung zwischen den vermutlich nicht allzu zahlreichen Menschen, die sich ein molekularbiologisch optimiertes Alter/n werden leisten können und den anderen. Die schöne neue Welt der Gentechnik wird medial bereits vorgeführt, etwa in Kazuo Ishigurus verfilmten Roman *Alles was wir geben mussten* (2005), in dem es um lebende Menschen als Ersatzteillager für Wohlhabende geht, oder Filmen wie *Gattaca* (1997), wo Gene die zukünftige Karriere von Menschen bestimmen.

Genetik hat längst das Labor hinter sich gelassen und ist zum allgemeinen Spekulationsobjekt geworden. Niemand kann voraussehen, welche Ergebnisse die rasante Entwicklung in diesem Bereich hervorbringen wird. Die Zukunft des Alter/ns wird genetisch sein. Und vor diesem Hintergrund wäre dann die Optimierung des Körpers – wenn sie denn eines vermutlich nicht mehr allzu fernen Tages möglich wird – die ultimative anti-Aging Maßnahme und zugleich die Realisierung des uralten Menschheitstraums von ewiger Jugend. Die für das kulturelle Alter/n konstitutive Spannung zwischen Selbst- und Fremdbild würde sich dann auflösen, weil es kein Fremdbild mehr gäbe und Alter/n machbar geworden wäre. Nicht nur Designer Babies sondern auch Designer Alte?

An dieser Stelle wird etwas deutlich, dass bereits zu Beginn dieser Betrachtungen kurz anklang: Die Frage nach der Zukunft des Alter/ns ist grösser als die Frage nach den jeweiligen Lebensumständen von Menschen in ihrer 2. Lebenshälfte. Sie berührt grundsätzliche ethische Fragen nach dem, was wir für ein gutes, erstrebenswertes, gesellschaftlich akzeptiertes Leben halten. Sowohl die Idee des neuen Alterns wie auch die Anti-Aging Genetik haben eins gemeinsam: sie sind Utopien menschlichen Lebens, geprägt von der Tendenz, das Alter/s als eigenständige Lebensphase zum Verschwinden zu bringen. Ob wir das wollen, wollen sollen, ist vielleicht die wichtigste Frage für die Zukunft des Alter/ns in unserer Gesellschaft.

Lebenserfahrung, Lernen und Weisheit im Kontext intergenerationaler Beziehungen

von Prof. Dr. habil. Eva-Marie Kessler, Professur Gerontopsychologie, Medical School Berlin

Die steigende Lebenserwartung hat nicht nur erhebliche volkswirtschaftliche Konsequenzen, sondern hat auch Konsequenzen für die Lebensläufe von Individuen, und insbesondere auch für ihre sozialen Netzwerke und Beziehungen. Es gibt nämlich mehr Chancen für jüngere Menschen, alte und sehr alte Menschen kennenzulernen, d.h. mehr intergenerationale Kontaktmöglichkeiten. Und ältere Menschen haben größere Möglichkeiten, mehr Lebenszeit mit jüngeren Menschen zu verbringen. Mit anderen Worten: Wir sind jetzt an einem historischen Punkt, an dem es neue Chancen für Beziehung zwischen Jung und Alt gibt. Intergenerationelle Potentiale können allerdings nur dann auch verwirklicht werden, wenn wir neue Formen des gesellschaftlichen Umgangs zwischen den Generationen finden, die solche Kontakte überhaupt erst ermöglichen und die für alle Altersgruppen, positiv – angenehm, zufriedenstellend, bereichernd – sind. Bisher mangelt es uns an solchen gesellschaftlichen Strukturen. Ich komme später darauf, woran das liegen könnte, möchte eine Ursache schon einmal mit dieser Karikatur von Saul Steinberg andeuten: <http://www.exmodels.de/lebensstufen/>. Danach sind wir im jungen und mittleren Erwachsenenalter stark eingespannt, im Alter mangelt es dann möglicherweise an sozialer Teilhabe - beides keine guten Voraussetzungen für intergenerationale Kontakte.

Formen von Generationenbeziehungen

Wenn ich von Generationenbeziehungen spreche, dann meine ich zwei Formen von Generationenbeziehungen, nämlich die G2-G3-Beziehung also eine generationenangrenzende Beziehung zwischen mittelalten und alten Menschen. Das andere sind generationenübergreifende G1-G3 Beziehungen zwischen jungen und alten Menschen. Wir müssen uns klarmachen, dass diese Beziehungen wirklich neu sind; das Wort „Großeltern“ ist erst seit 1576 im deutschen Sprachgebrauch.

Eine weitere Differenzierung von Generationenbeziehungen, die zu der letzten quergelagert ist, ist jene zwischen Generationenbeziehungen innerhalb der Familie und Generationenbeziehungen außerhalb der Familie. Zu den Generationenbeziehungen innerhalb der Familie zählt die Beziehung zwischen alten Eltern und ihren erwachsenen Kindern. Diese Beziehungsform wird in der soziologischen Literatur häufig unter dem Schlagwort der Ambivalenz diskutiert. Ambivalenz insofern, als dass sich die Personen in einem Spannungsfeld befinden zwischen familialer Solidarität vs. individueller Autonomie. Andererseits, aus der Perspektive der erwachsenen Kinder gesprochen: Die befinden sich im Spannungsfeld zwischen Engagement für die alten Eltern und der Selbstfürsorge einschließlich der Sorge um die eigene Kernfamilie mit den Kindern. Aber auch die alten Eltern sind in einem Spannungsfeld zwischen dem Engagement dafür, den berufstätigen Kindern etwa durch Enkelbetreuung oder finanzielle Unterstützung den Rücken freizuhalten und ihrem Anliegen, ihre späte Freiheit im Alter zu genießen.

Unter innerfamiliäre Generationenbeziehungen fällt natürlich aber auch die Großeltern-Enkelkind-Beziehung, eine Beziehungsform, die, wenn man Berichten und Fotos in Zeitungen und Zeitschriften glaubt, frei von Ambivalenz ist. Und auch in der wenigen psychologischen Literatur, die es zu Großelternschaft gibt, wird primär das liebevolle, fürsorgliche, fröhliche und verständnisbereite Verhältnis zwischen Großeltern und Enkelkindern betont, was v.a. darauf zurückgeführt wird, dass Großelternschaft i.d.R. mit wenig Verpflichtung, eher mit freiwilliger Entscheidung anstatt mit notwendiger Erziehung zu tun hat. Rachel Pruncho spricht in dem Zusammenhang auch von „pleasure without responsibility“ (Pruncho & Johnson, 1996). Was dieses positive Bild auf Großeltern etwas trübt, ist die Forschung zu der hohen psychischen und

körperlichen Belastung von Großeltern, die unfreiwillig die Erziehung ihrer Enkel übernehmen müssen, weil deren Eltern, also ihre Kinder, nicht dazu in der Lage sind, weil sie noch Teenager oder körperlich oder psychisch krank sind

Vielleicht interessant zu wissen: Die Forschung hat nicht immer dieses positive Bild der Großeltern gezeichnet: Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts wurde der Einfluss der Großeltern auf die Enkel als negativ eingeschätzt (störender Einfluss v.a. der Großmütter durch „Verwöhnen“).

Von den innerfamiliären Generationenbeziehungen sind die außerfamiliären Generationenbeziehungen zu unterscheiden, ein ganz besonders wenig untersuchter psychologischer Forschungsbereich.

Welche Formen von außerfamiliären Beziehungen gib es? Da gibt es die außerfamiliären Generationenbeziehungen am Arbeitsplatz, also die Beziehung zwischen jungen Arbeitnehmern und ältere Kolleg/innen, aber auch intergenerationelle Beziehungen im Kontext von Medizin und Pflege (z.B. als Krankenpfleger in der Geriatrie). Ich leite aktuell das Projekt PSY-CARE (www.psy-care.de), bei dem junge Psychotherapeuten psychotherapeutisch mit älteren Menschen mit Depression und Pflegebedarf gearbeitet haben. Ich habe kürzlich mit einer Kollegin aus Irland gesprochen, die dort eine weltweite Initiative zu age-friendly universities gestartet haben, deren Ziel es nicht mehr primär ist, der Generation nachträglich Bildung zu ermöglichen, die ihnen in ihrer Jugend verwehrt geblieben ist, sondern auch u.a. darum, intergenerationelle Beziehungen zu fördern.

Von Generationenbeziehungen explizit abzugrenzen ist das, was man Generationenverhältnis nennt. Mit Generationenbeziehungen ist die Alt-Jung-Interaktion auf der Mikro-Ebene gemeint, mit dem Generationenverhältnis ist das Alt-Jung-Verhältnis auf der Makroebene, auf gesellschaftlicher Ebene, gemeint, d.h. der prozentuale Anteil von Alten zu Jungen Menschen.

In den Medien wird das manchmal vermischt, um politischen Botschaften Gewicht zu verleihen: Da ist vom Krieg zwischen den Generationen die Rede, von Verteilungskämpfen, und es

wird suggeriert, dass das Generationenverhältnis, an dem natürlich auch die Generationengerechtigkeit hängt, sich 1:1 auf der Ebene der Generationenbeziehungen abspielen würde, als ob Alt und Jung miteinander im Krieg stehen würden.

Dazu ist ganz allgemein zu sagen, dass das Verhältnis zwischen den Generationen gut ist, wenn man sich auch empirische Befunde anschaut. Fragt man junge Menschen in Umfragen, dann sagen die meisten Jungen, dass sie sich gegenüber Älteren verpflichtet fühlen und sie sagen auch, dass ältere Menschen eine Bereicherung sind. Nur sehr wenige junge Befragte sagen dann, dass was die Medien suggerieren, dass ältere Menschen eine Last sind. Ähnlich sieht es aus, dass wenn man Ältere fragt. Auch hier zeigt sich die enorme Solidarität zwischen den Generationen. Der berühmte, leider viel zu früh verstorbene Gerontologe Paul Baltes hat dazu veranlasst, 2004 einen Artikel in der FAZ zu veröffentlichen, der den Titel trägt: „Der Generationenkrieg kann ohne mich stattfinden“. Hier argumentiert er, dass die Generationenbeziehung doch auf wechselseitige Harmonie ausgelegt sei, weil wir alle gleichzeitig Alt und Jung sind.

Psychologische Konzepte zum Verständnis von Generationenbeziehungen

Ich möchte Generationenbeziehungen als erstes vor dem Hintergrund eines Konzeptes diskutieren, um das man nicht herumkommt, wenn man über Generationenbeziehungen spricht, nämlich um das Konzept der Generativität. Generativität ist ein Konzept, das vom berühmten Persönlichkeitspsychologen und Psychoanalytiker Erik Erikson in den 1960er Jahren eingeführt wurde. Erikson hat gesagt, dass so wie es beispielsweise für Jugendliche eine zentrale Entwicklungsaufgabe ist, eine Identität zu entwickeln, die zentrale Entwicklungsaufgabe in der zweiten Lebenshälfte darin besteht, sich um nachfolgende Generationen zu bemühen, und nicht in Strukturen zu verharren, innerhalb derer sie nur um ihre eigene Sicherheit und das eigene Wohlergehen bemüht sind.

Erikson hat noch einmal die Generativität des mittleren Erwachsenenalters von der des hohen

Erwachsenenalters unterschieden. Während er unter Generativität im mittleren Erwachsenenalters die biologische Reproduktion und den Schutz und Erziehung der eigenen Kinder versteht, meint er mit Generativität im hohen Erwachsenenalter die Weitergabe von Kompetenzen, Erfahrungen und Werten, Visionen an die Mitglieder jüngerer Generationen, innerhalb und außerhalb der eigenen Familie. Wir wissen aus der empirischen Forschung, dass tatsächlich ältere Menschen mehr generative Anliegen haben als jüngere, und dass das mit Wohlbefinden bei den älteren Menschen einhergeht.

Wie wird Generativität in der Großeltern-Enkelkind-Beziehung realisiert? Dazu gehört: Praktische Unterstützung und gemeinsame Aktivitäten, bei denen das Enkelkind auch Dinge lernen kann, die es von den Eltern nicht gelernt hat. Gemeinsame Aktivitäten, Ratschläge erteilen, auch in Bezug auf die Eltern, da sie selbst in den Konflikten zwischen Eltern und Kindern nicht involviert sind. Trost spenden, nicht zuletzt auch weil sie aufgrund ihrer Biografie das lebende Beispiel für bewältigte Schwierigkeiten sind (nach dem Motto „Schau, ich habe es auch geschafft“). Vermittlung von Werten. Und eine Form der Generativität besteht natürlich auch in der Entlastung der eigenen Kinder (G2). Wir wissen aus der empirischen Forschung, dass für Eltern gar nicht mal so sehr der Kindergartenplatz das entscheidende ist, sondern ob Großeltern da sind. Generativität hat aber auch positive Effekte für die älteren selbst: In einer Studie von Cynthia McAdams sollten ältere Frauen sich eine Geschichte durchlesen und merken mit dem expliziten Ziel, das später einem Kind oder einem Erwachsenen zu erzählen. Man hat dann analysiert, wieviel von der Geschichte sie sich gemerkt haben. Was man gefunden hat ist, dass die älteren sich mehr von der Geschichte gemerkt hatten, sie damit vollständiger erzählen konnten, wenn sie wussten, dass sie es später einem Kind erzählen würden. D.h. sie waren durch ihr eigenes generatives Verhalten kognitiv stimuliert, und die Kinder haben wahrscheinlich auch in dem Sinne davon profitiert. Übrigens gab es schon in den 1980er Jahren eine komplementäre Studie, die gezeigt hat, dass Kinder, wenn ihnen Personen eine Geschichte vorlesen, eine höhere Aufmerksamkeit zeigen,

wenn die Person eine alte Person ist (und die Geschichte absolut identisch ist).

Wenn es also positive Effekte von Generativität für beide Seiten gibt, dann liegt es ja nahe, Generativität nutzbar zu machen. Das wird zunehmend getan, etwa im Rahmen von Freiwilligendiensten, Zeitzeugenprogrammen und Mentorenprogrammen, etwa, wenn ältere Menschen, die im Berufsleben erfolgreich waren, Schülern helfen bei Hausaufgaben oder Bewerbungen. Oder Sie kennen diese interessanten Zeitzeugenprojekte, auch da geht es um Generativität. Was wir aus diesen Projekten wissen, ist, dass sie eine erhebliche sinn- und identitätsstiftende Funktion für die älteren Menschen selbst haben, dadurch, dass sie sich noch einmal mit ihrer eigenen Geschichte auseinandersetzen, dass sie Zeugnis ablegen können, und auch die Möglichkeit haben, sie noch einmal in einem anderen Licht zu betrachten, neu zu bewerten. Hier rückt dann auch die Entwicklungsaufgabe Generativität nah heran an die zweite große Entwicklungsaufgabe. Danach steht der ältere Mensch am Ende seines Lebens vor der Herausforderung, einen *integrierten* Blick auf das eigene Leben zu entwickeln, das heißt positive Erinnerungen und Erfolge sehen zu können - aber auch Misserfolge und Enttäuschungen, um sich dann wiederum mit diesen auch aussöhnen zu können, um nicht das Gefühl zu haben, noch einmal leben zu müssen, um es besser zu machen, das gelebte Leben zu bereuen und darüber in Verzweiflung zu stürzen. Ein integrierter Blick auf die Vergangenheit führt nach Erikson am Lebensende wiederum zu einem neuen, offenen Blick in die Zukunft.

Exkurs in die Anthropologie

Noch ein kurzer Exkurs in die Anthropologie. Dort hat man sich nämlich indirekt mit Generativität beschäftigt. Und zwar hat man dort gezeigt, dass in Familien mit Großmüttern Enkelkinder eine höhere Überlebensrate haben als Familien ohne Großmütter. Um das zu erklären, hat man die Großmutter-Hypothese herangezogen und hat gesagt: Großmutterschaft, also i.d.R. die Zeit nach der Menopause, ist zwar eigentlich auf den ersten Blick evolutionär gesehen eine vollkommen sinnlose Zeit. Eigentlich

müssten wir nach der Menopause ableben. Aber man hat dann gesagt, vielleicht ist die Menopause doch eine Form der Adaptation, weil ältere Frauen jenseits der Fruchtbarkeit einen positiven Einfluss auf die Überlebensrate der Nachkommen haben können.

Reziprozität

Ich möchte jetzt Generationenbeziehungen aus der Perspektive eines Konzeptes betrachten, das gerade nicht das einseitige Engagement von Älteren hin zu Jüngeren in den Mittelpunkt stellt, sondern das gerade die Wechselseitigkeit des Engagements, den Austausch zwischen Alt und Jung, in den Mittelpunkt stellt, nämlich das Konzept der Reziprozität. Dieses Konzept ist ein ganz zentrales in verschiedenen Disziplinen, in der Sozial- und Gesundheitspsychologie, aber auch in der Soziologie und in der Pädagogik. Darunter versteht man den Grad an wechselseitigem Geben und Nehmen (ausgeglichen vs. einseitig). Es gibt die Austauschtheoretische Annahme, wonach es so wenig intergenerationale Beziehungen gibt, weil diese zu einseitig sind (Jüngere geben mehr als sie nehmen können.). Diese ist allerdings mittlerweile widerlegt. So wissen wir etwa aus der Berliner Altersstudie, dass zumindest bis in die Mitte der 80. Lebensjahrzehnte hinein das Verhältnis zwischen Geben und Nehmen absolut ausgewogen ist. Und auch danach können ältere Menschen noch viel in die Beziehung zu jungen investieren, denn es gibt ja nicht nur praktische, instrumentelle Unterstützung (Kinder betreuen, gepflegt werden) und finanzielle Unterstützung, sondern auch emotionaler Unterstützung wie Trost und Zuspruch, die auch dann geleistet werden können, wenn man zum Beispiel körperlich eingeschränkt ist.

Die Pädagogik macht sich das Konzept der Reziprozität zwischen den Generationen zunutze und spricht von Intergenerativität und hat sich sehr stark in Form von Modellprojekten engagiert für das sog. Generationenwohnen, also wo etwa ältere, vielleicht sogar hilfebedürftige Menschen zusammen mit Studierenden oder Auszubildenden zusammenwohnen, die dafür vergünstigt wohnen können; Andere Ansätze, in denen Intergenerativität gefördert werden soll, sind solche, wo einfach nur gemeinsame Aktivitäten zwischen Jung und Alt stattfinden, also

z.B. in Senioreneinrichtungen, wo vielleicht Schulklassen in Pflegeheime kommen, oder auch Projekte in der Altenarbeit, z.B. intergeneratives Musizieren. Alle diese Praxisprojekte zielen darauf ab, dass Alt und Jung unterstützt oder sich Alt und Jung wechselseitig unterstützen.

Es stellt sich allerdings die Frage, ob wir in der Gesellschaft des längeren Lebens nicht auch ein Konzept brauchen, das gerade auch die Fürsorge von Jung nach Alt stark macht. Faktisch gibt es ja schon – auch in der intergenerativen Pädagogik, Ansätze, denen eine solche Logik zugrunde liegt (z.B. Nachbarschaftshilfe, wo Jugendliche Demenzkranke mitbetreuen, Computerkurse von Jugendlichen für Ältere), aber es fehlt ein Konzept. Die theoretische Begründung für ein solches Konzept könnte aus meiner Sicht die sein, dass wir als Menschen zu jedem Zeitpunkt unseres Lebens ein Bewusstsein dafür haben, dass wir einmal Alt sein werden. Dies könnte eine zentrale Motivation für Junge sein, sich solidarisch und fürsorglich gegenüber alten Menschen zu verhalten.

Filiale Reife

Ein Konzept aus der sozialgerontologischen Literatur zu alten Eltern und ihren erwachsenen Kindern, das hier fruchtbar sein könnte, allerdings auf familiäre Beziehungen beschränkt ist, ist ein normatives Konzept, das Konzept der filialen Reife. Damit ist eine Haltung gemeint, aus der heraus sich erwachsene Kinder ihren alten Eltern zuwenden, wenn die Eltern ihre gewohnte Elternfunktion nicht mehr ausfüllen können und Hilfe und Zuspruch benötigen. Filiale Reife besteht darin, dass die erwachsenen Kinder es schaffen, die Kindrolle aufzugeben und sich mit allen Ambivalenzen, die das mit sich bringt, als erwachsenes Kind alter Eltern ggf. als Helfer neu zu definieren. Ich denke, es wäre sinnvoll, daran angelehnt ein Konzept für die Fürsorge/Solidarität Jüngerer gegenüber Älteren zu entwickeln.

Altersintegrierte Gesellschaft

Ich will als nächstes kurz ein Konzept vorstellen, das nichts Neues aufgreift, sondern nur das stark macht, worüber wir bisher auch schon gesprochen haben, nämlich darüber, dass Generationenbeziehungen, dass Generativität bzw. Intergenerativität, sich nur dann entfalten kann,

wenn es entsprechende gesellschaftliche Strukturen hierfür gibt, wenn es also entsprechende Opportunitätsstrukturen hierfür gibt. An der Stelle ist das Konzept der alterssegregierten Gesellschaft, wie es von dem Soziologenpaar Riley formuliert wurde, von besonderer Relevanz für die Psychologie. Danach leben wir immer noch in einer Gesellschaft, in der es fehlende gesellschaftliche Gelegenheiten für Kontakte zwischen den Generationen gibt, was als gesellschaftlicher Kulturrückstand bezeichnet werden muss. Das liegt daran, weil die verschiedenen Altersgruppen keine gemeinsamen Lebensbereiche haben. Der Lebensbereich Bildung ist der Jugend/ dem jungen Erwachsenenalter zugeordnet, der Lebensbereich Arbeit den mittelalten und der Bereich Freizeit den Alten. Wie sollten sich da also die Generationen begegnen. Riley und Riley stellen diesem aus ihrer Sicht problematischen Modell ihr Modell einer altersintegrierten Gesellschaft gegenüber, wo alle Altersgruppen gleichermaßen an Bildung, Arbeit und Freizeit teilnehmen können. Was bedeutet, dass sich ältere Menschen nicht nur Freizeit einbringen sollen, sondern auch in Bildung und Beruf, ebenso wie Jüngere mehr freie Zeit haben sollten. Das heißt also, dass sich nur unter solchen gesellschaftlichen Strukturen Generativität / Intergenerativität auch einstellen kann.

Altersbilder

Wenn man das Thema Generationenbeziehungen verstehen will, dann gibt es ein weiteres Konzept, ohne dass man nicht auskommt, nämlich das Konzept der Altersbilder. Damit meint man in unseren Köpfen Vorstellungen darüber, wie das Alter (vermeintlich) ist, wie es sein könnte und sein sollte. Diese Vorstellungen sind stärker generalisiert im Vergleich zu anderen Lebensphasen, und es gibt mehr negative als positive Repräsentationen des Alters. Zu den typischen negativen Altersbildern gehören vor allem geistiger Abbau und Unflexibilität. Umgekehrt sind weise, warm und würdevoll die einzigen wenigen positiven Dinge, die mit dem Alter assoziiert werden. Wir wissen, dass die negativen Altersbilder in unseren Köpfen blitzschnell aktiviert werden, wenn entsprechend Hinweisreize in der Umgebung vorliegen – graue Haare, Falten oder nur dass man weiß, wie alt

jemand ist! Und diese Altersbilder haben Konsequenzen. So lässt sich beobachten, dass junge Menschen oft bevormundende Sprache gegenüber älteren Menschen an den Tag legen, insbesondere in Pflegekontexten. Sie sprechen vereinfachte Sätze, LAUT, hohe Stimme, sie wiederholen Dinge und sprechen vereinfacht. Und das hat natürlich Konsequenzen auf den Selbstwert und letztlich die tatsächlichen Kompetenzen von Älteren. Altersbilder, wie sie schnell in der intergenerationellen Interaktion ausgelöst werden, haben also erhebliche Konsequenzen, die auch für die Lebenspraxis von älteren Menschen von großer Bedeutung sind.

Kommunikative Verfertigung der Altersidentität

Noch ein kurzer Exkurs in die Kommunikations- bzw. Sprachwissenschaft. Hier hat man sich nämlich nicht direkt mit subjektiven Altersbildern in der intergenerationellen Interaktion beschäftigt, aber der Frage, wie Altersidentität in der intergenerationellen Interaktion ausgehandelt wird. Man kann nämlich beobachten, dass ältere Menschen häufig ihr Alter in der intergenerationellen Interaktion thematisieren. Beispiele: „Ich bin ja nun schon 82.“ „Ich bin ja nun viel älter als Sie...“ „Als ich so alt war wie Sie...“ „Kommen Sie erst einmal in mein Alter.“ „Jetzt müssen Sie sich mit so einem Alten unterhalten.“ „Ich hätte nie gedacht, dass ich auch mal so alt und gebrechlich werden würde.“ „In Ihrem Alter können Sie das noch gar nicht verstehen. Sie haben das nicht erlebt.“ Es wird in diesen Zitaten deutlich, dass hier Abweichungen thematisiert werden, die mit dem Alter kommen, vor allem im Bereich von Gesundheit, sozialen Beziehungen, und dass gleichzeitig neue Identitätsaspekte thematisiert werden, mit denen sich die ältere Generation von der mittleren absetzt. Es klingt so, dass die Personen vor sich selbst Nachweis darüber führen müssen, dass sie tatsächlich schon so alt sind, weil es offenbar für sie keine Selbstverständlichkeit ist. Der Kommunikationswissenschaftler Reinhard Fiehler argumentiert, dass in der intergenerationellen Interaktion Altersidentität ausgehandelt wird.

Ein Arbeitsmodell intergenerationeller Interaktion

Wenn man die bisher genannten Konzepte aufeinander bezieht, dann kann man daraus ein Arbeitsmodell intergenerationeller Interaktion ableiten. Im Herzen des Modells steht die Generativität/ die Intergenerativität als die zentrale psychologische Grundlage, die an sich ein intergenerationelles Potential beinhaltet. Allerdings kann sich diese an sich günstige psychologische Konstellation nur dann günstig auswirken, wenn entsprechende intergenerationelle Gelegenheitsstrukturen vorhanden sind, die auch diese Motivlage fördern. Und es ist auch wichtig, dass der Realisierung von Generativität keine negativen Altersbilder entgegenstehen bzw. es braucht günstige Altersbilder, die generatives, intergeneratives Verhalten aktivieren und fördern. Wenn diese Faktoren gegeben sind, dann entsteht das, was ich gerne als intergenerationelle Produktivität bezeichnen möchte. Mit Produktivität meine ich – in Anlehnung an den Begriff der psychologischen Produktivität der New Yorker Gerontopsychologin Ursula Staudinger – nicht Produktivität nur im ökonomischen Sinne (finanzielle Transfers) oder praktischen Sinne (Pflege; Kinderbetreuung). Intergenerationelle Beziehungen können auch geistig, emotional und motivational produktiv sein.

Literatur:

Kessler, Eva-Marie (2006): *Interaktion zwischen älteren Menschen und Jugendlichen – ein psychologisch förderlicher sozialer Kontext für beide Seiten?* Bremen: Jacobs University Bremen.
www.jacobs-university.de/phd/files/1138816974.pdf

Impressum:

© Förderverein Akademie 2. Lebenshälfte
www.akademie2.lebenshaelfte.de
Redaktion: Beate Lisofsky
Januar 2020